

Linda Stift:

## **Eine neue Saison**

In den ersten beiden Wochen konnte ich nur Butterbrote mit Heidelbeermarmelade zu mir nehmen, und schwarzen Tee, ohne Milch. Die Hotelküche verdarb mir gründlich den Appetit, den See bekam ich während dieser zwei Wochen kein einziges Mal zu Gesicht, weil ich mich in meiner spärlichen freien Zeit vor Erschöpfung kaum bewegen konnte.

In der Kühlkammer standen Blechkübel voll frisch gemolkener Milch, mit einer gelben fettigen Schicht auf der Oberfläche, in der schwarzgrün schillernde Fliegen mit ihren Beinchen ruderten. In der Früh mussten wir die Milch für die Kännchen mit einem Schöpfer durch ein Sieb seihen und das Sieb anschließend an einem daneben stehenden Eimer, der halbvoll mit Wasser war, abklopfen, um die an der Milchhaut klebenden und halbtoten Fliegen herunterzuschütteln. Das Sieb wurde durch diese sich ständig wiederholende Prozedur immer verklebter, und erst wenn die Schicht auf dem Sieb so undurchlässig wie Klebstoff geworden war, so dass überhaupt kein Tropfen Milch mehr durchging, ließ sich jemand dazu herab, es zu reinigen. Der Eimer wiederum wurde im Laufe des Vormittags schwarz vor Fliegen, manchmal hörte man noch ein bedrohliches Aufbrummen darin, und gegen Abend ging eines von den Küchenmädchen mit diesem Fliegengrab zur Jauchegrube, um es dort auszuschütten.

Den Frühstückskaffee entnahmen wir großen Metallkanistern, der Kaffee war vorsorglich dünn gekocht für die deutschen Gäste. Wir mussten Teller mit Schinken-, Wurst- und Käsescheiben vorbereiten. Das war besonders widerlich, mit diesen hauchdünnen, und wenn man nicht aufpasste, zerreißenen, nach Tier und Fett riechenden Wurst- und Schinkenblättern hantieren zu müssen. Noch ekelhafter war es, diese Teller wieder abzuservieren, nachdem die Gäste sich daran zu schaffen gemacht und das zerknüllte Innere der Semmeln darauf verteilt hatten, vermischt mit Butterschmiere und ausgefransten Wursträndern. Denn sie aßen nur das knusprige Äußere, in das sie ungenießbare Belagkombinationen zu kleinen Türmchen häuften. Sie schickten uns ständig in die Küche nach frisch aufgefüllten Milchkännchen, weiteren Marmeladeschälchen oder Schmelzkäseecken und Gebäck, und das Chefehepaar wachte misstrauisch über den Nachschub, denn alles war genau abgezählt, eigentlich war kein Nachschlag vorgesehen, sie konnten es aber schlecht verbieten, zu offensichtlich wäre ihr angeborenes und penibel gehegtes Knausertum gewesen, und am liebsten hätten sie es uns vom Lohn abgezogen. Manchmal aber, wenn ihre gequälten Herzen diese ungeheuerliche Gefräßigkeit am frühen Morgen nicht mehr ertrugen, mussten wir sagen, es gäbe nichts mehr, alles wäre aufgebraucht

und aufgegessen. Die Gäste konnten es nicht glauben, dass man sie in einem Vier-Sterne-Hotel hungern ließ, drohten mit vorzeitiger Abreise und dass sie im nächsten Jahr woanders buchen würden, darauf könnten wir wetten, sie beklagten sich bei uns, obwohl sie wussten, dass es nicht an uns lag, und steckten uns weniger oder gar kein Trinkgeld zu.

Am Vormittag mussten wir zuerst die Böden kehren und sie dann auf Knien mit grauen rauen Fetzen und eiskaltem Wasser wischen, unsere Röcke und Schürzen wurden nass, die Strümpfe und die Schuhe. Dann füllten wir die Salz-, Pfeffer- und Zuckerstreuer nach, die Ketchup- und Senfflaschen, legten frische Besteckgarnituren auf und falteten weiße Papierservietten zu kleinen Krönchen, die wir zwischen Gabel und Messer stellten. Nur die Restaurantgäste, die nicht im Hotel wohnten, und sich irgendwie hierher verirrt hatten, und á la carte bestellten, bekamen Stoffservietten zu ihrem Essen, und auch größere und schönere Teller. Während dieser Vormittagsvorbereitungen, die, abgesehen vom Bödenwischen, eine angenehme und beinahe kontemplative Arbeit darstellten, schlichen wir abwechselnd in die Speisekammer, um uns eine riesige beigefarbene Plastikflasche mit flüssiger Schokolade für die Zubereitung von Desserts an den Mund zu setzen, natürlich nur, wenn niemand in der Nähe war, und wischten mit dem Handrücken unsere Münder ab, die Handrücken wiederum wischten wir am schwarzen Kellnerinnenrock ab.

Zu Mittag setzte wieder große Hektik ein, die Gäste kamen beinahe gleichzeitig in den Speisesaal, als ob sie völlig ausgehungert wären und das Frühstück, von dem sie nicht genug bekommen konnten, nicht erst vor drei Stunden stattgefunden hätte. In der Küche wurde der grüne Salat von den Küchengehilfinnen mit den bloßen Händen abgemacht. Bis zu den unrasierten Achselhöhlen tauchten sie ihre blassen sommersprossigen Arme in die Schüsseln, die Hände wuschen sie sich danach (immerhin), nicht davor. Wir mussten selbst Schnittlauch in die metallenen Suppenkännchen streuen, und diese am Tisch langsam in die Suppenteller gießen, sehr langsam, damit die Einlage – meist Grießnockerln oder Fritatten -, nicht mit einem Schlag in die Suppe planschte, diese zum Überschwappen brachte und dem Gast auf Hose oder Rock spritzte. Hatten wir das erfolgreich hinter uns gebracht, eilten wir in die Küche, um die riesigen Tablett mit den Tellern, auf denen die Speisen bereits angerichtet waren, aufzunehmen. Panierte Schnitzel oder Koteletts, die auf den Boden gefallen waren, wurden zurück auf die Teller gelegt, Saucenspritzer auf den Tellerrändern oft mit stinkenden Geschirrtüchern abgewischt, oder mit dem Zipfel einer Schürze, die entweder starre vor eingetrocknetem Dreck oder, von Nässe durchgeweicht, an den schwarzweiß karierten Kochbeinen klebte.

Die Köche machten sich einen Spaß daraus, schauerliche Geschichten zu erzählen. Beim Bundesheer hätten sie oft in die großen Suppenkessel gespuckt oder gepisst, eine Ratte im Ganzen mitgekocht, oder, extra für die Offiziere, ihren infizierten Rotz nur in deren Teller geprustet. Erst mit der Zeit nahm ich die von den Köchen liebevoll hergerichteten Portionen für die Kellnerinnen an und aß in der Küche, wie die anderen auch. Die Kellnerinnen waren ihnen heilig. Da wurde nicht gespuckt und nicht gerotzt. Wahrscheinlich, weil sie uns ins Bett kriegen wollten. Sie tischten uns doppelte Portionen - "Ihr seid ja so zart!" – auf, und ihre vom Küchendunst käsigen Gesichter mit den verstopften Poren gingen noch mehr in die Breite, ihre Augen wurden noch schmaler, wenn es uns schmeckte und wir die Schürzenbänder lockerten. Oft buken sie nur für uns noch Palatschinken, strichen eigenhändig (nomalerweise eine Arbeit für die unrasierten Küchengehilfinnen) die bessere Marillenmarmelade (die für das Frühstück, nicht die fürs Backen) darauf, rollten sie zusammen und drehten zärtlich vor unseren Augen Staubzucker aus der Staubzuckermühle, bis wir affektiert "Halt! Genug! Genug!" schrien. Vom anschließenden Erbrechen ahnten sie nichts.

Nachdem das Mittagessen abgewickelt war und wir den Speisesaal für das Abendessen vorbereitet hatten, begann unsere freie Zeit, bis zum Abend hatten wir nun ein paar Stunden für uns allein. Wir lagen halb- oder ganz nackt auf den Betten in unseren Zimmern, die wir meist zu zweit bewohnten, und die ganz anders aussahen als die regulären Hotelzimmer. Die Zimmer der weiblichen Angestellten befanden sich in einem anderen Gebäude als die der männlichen. Sie waren in einem wahrscheinlich ursprünglich weiß getünchten, langgestreckten und niedrigen Haus untergebracht, vergilbt und schmutzig inzwischen, direkt neben dem Kuhstall gelegen. (An die Unterkünfte der männlichen Angestellten grenzte der Schweinestall.) Eine Holzstiege führte zum Eingang, der zwei Meter über dem Erdboden angebracht war, so als ob es in dieser Gegend oft Hochwasser geben würde, obwohl der ganze Hotelkomplex auf einer Anhöhe lag, mitten in einem kleinen Wäldchen, und der See so weit entfernt war, dass man ihn nicht einmal vom höchsten Punkt aus sehen konnte.

In der Nacht und vor allem am Morgen weckten uns die Kühe mit ihrem Muhen, Stampfen und Kettenrasseln. Wir schreckten aus dem Schlaf und wurden an das jährliche Krampustreiben in unseren Dörfern erinnert, das selten ohne Unglück vonstatten ging. Entweder fingen die Krampusse, die in jedem Haus, in dem sie kleine Kinder einschüchtern sollten (oft so erfolgreich, dass das eine oder andere Kind vor Entsetzen durch eine geschlossene Scheibe sprang), einen Schnaps in die Pranken gedrückt bekamen, mit ihrem Fell an einer brennenden Kerze Feuer und erlitten Verbrennungen dritten Grades, denen nur

mit Hauttransplantationen beizukommen war, oder sie prügelten einen Burschen krankenhausreif, oder ein Mädchen blieb vergewaltigt im Schnee liegen.

Einmal wurde ein Ochse laut brüllend aus dem Stall gezogen, und nach fünf Minuten hörte man den Knall eines Schlachtschussapparates. Schweine wurden öfter aus ihrem Stall herausgeführt, der Rüssel war mit einem Strick zugebunden. Es herrschte dann große Aufregung unter den Mitgliedern der Hotelfamilie und den Köchen, die sich anscheinend bei ihrer Vertragsunterzeichnung dazu verpflichtet hatten, beim Verarbeiten des Schlachtgutes mitzuhelfen, denn die Schlachtung selbst durfte nur ein konzessionierter Fleischhacker durchführen. Die Köche benahmen sich großspurig und erfahren, als wäre das keine große Sache. Für die Hotelgäste gab es an solchen Tagen eine einfachere Küche, die von den Küchengehilfinnen und uns zubereitet werden konnte, während der Fleischhacker und die Köche auf dem für diese Zwecke zubetonierten und etwas abseits von den Hoteltrakten gelegenen Platz damit beschäftigt waren, den warmen Tierkadaver in einer Wanne mit kochendem Wasser abzubrühen und dann den riesigen Fleisch- und Knochenhaufen zu zerteilen, das rosa-bläulich glänzende Innereigeschlinge in große Kübel gleiten zu lassen, lange Speckschwarten und Rippenbögen aufeinanderzutürmen und die Zutaten für die Blut-, Brein- und Leberwürste in verschiedene Kasserollen zu füllen. Äxte und Messer lagen herum, auf dem Boden, auf Holzbrettern und in Metallschüsseln lagen die unverkennbaren Bestandteile eines Tieres, das vor einer knappen Stunde noch gelebt hatte. Zuallererst aber mussten die Köche dem Chefehepaar und dessen erwachsenen Kindern den Bluttommerl zubereiten, eine flaumige Speise aus dem gerührten Blut, das mit etwas Mehl und Eiern vermischt wie ein Omeletteteig in eine riesige Pfanne gegossen wurde, auf beiden Seiten gebacken, und die von den Familienmitgliedern sogleich im Stehen verschlungen wurde. Das alles musste in größter Eile geschehen, bevor das Blut stocken konnte und verdarb. Danach ließen sie sich die ersten Koteletts und Schnitzel herunterschneiden, in der Küche anbraten, und aßen die Fleischstücke mit den Händen, einfach davon abbeißen, mit blutigen Mündern, vor Fett glänzenden Wangen und mit starren blauen Augen, die ins Nichts blickten, unergründlich wie der See in der Dämmerung. Der Jungkoch stand mit blassem Gesicht neben einem Kessel, in dem er hin und wieder die Füllung für die Würste umrührte, zupfte Thymian und bemühte sich, seinen Blick nicht von dem Kessel, aus dem es aromatisch duftete, und seinen Thymianzweigen abzuwenden. Er hatte einen halben Brotlaib neben sich liegen und schnitt sich immer wieder ein Stück ab, das er entweder trocken hinunterwürgte oder in den stark gezuckerten Milchkaffee tunkte, mit dem wir ihn und den Fleischhacker versorgten, den anderen mussten wir Bier und Schnaps bringen. Der Fleischhacker rührte ebenfalls nichts

vom Schlachtgut an, er aß zu seinem Kaffee nur Marmorkuchen, den er am Vortag telefonisch bei der Chefin bestellt und den sie höchstpersönlich gebacken hatte. Ohne Marmorkuchen führte er keine Schlachtung durch.

Wir schlugen auf unseren Betten nach den riesigen Fliegen und laut brummenden Stechinsekten, die wie mutiert schienen, und deren Stiche ein Leben lang auf unserer Haut erhalten bleiben sollten – als kleine braune Höcker, die wir später als Muttermale ausgaben. Die Fenster unserer Zimmer hatten weder Vorhänge noch Jalousien, - wir mussten ja ohnehin früh aufstehen –, Kasten, Tisch und Stühle waren alt und zusammengewürfelt, kein Stück passte zum anderen, im Schrank zerbrochene Kleiderbügel und staubige Pferddecke. Kein Teppichboden war verlegt, sondern nur ein einfacher Dielenboden aus Holz, vor den Betten warfen kratzige Kokosläufer ihre Falten, die Wände waren sehr lange nicht mehr gestrichen worden, gelbe Flecken an der Decke, Abdrücke von Bildern, die irgendwann einmal hier gehangen hatten, Löcher von Nägeln und Schrauben, durch und durch abgewohnt mit einem Wort. Barfuß mochte man in diesen Zimmern nicht gehen. Da die Stubenmädchen sie nur zu Saisonende und Saisonbeginn betreten und grob durchputzten, wurden sie während der Zeit, in der wir sie bewohnten, nie gereinigt, weil keine von uns ihre kostbare Freizeit für Putzen verschwenden wollte.

Unsere Kleidung hatten wir zerknüllt in eine Ecke geworfen oder sorgfältig auf Bügel und über Stühle gehängt. Wir waren selbst für die Reinigung und Glättung der Blusen, Röcke und Schürzen mit den ständig verdrückten Rüschen zuständig, niemand machte unsere Betten, die Bettwäsche wechselten wir selbst, alle zwei Wochen bekamen wir eine frische Garnitur ausgehändigt, neue Handtücher jede Woche. Niemand legte uns ein Naps oder Ildefonso auf das Kopfkissen. Keine Blumen. Klo und Duschen am Gang.

Wir lackierten uns die Finger- und Zehennägel, betrachteten unsere Beine, begafften uns stundenlang in viel zu kleinen Taschenspiegeln, zupften Härchen aus der Intimzone, blätterten in Magazinen, probierten neue Frisuren aus oder onanierten gehetzt mehrmals hintereinander, falls wir alleine im Zimmer waren. Wir zählten unser Trinkgeld, wieder und wieder. Die Betten waren unser Refugium, es war der einzige Ort, der uns ganz alleine gehörte, wo wir unseren Gedanken nachhängen konnten, träumen, Pläne schmieden für später. Unsere Habseligkeiten waren darauf und darunter verteilt, Bücher, Zeitschriften, Musikkassetten, Bürsten, Bänder, Schokoladepapier, die Geldbörse unter der Matraze versteckt. Diebstähle kamen unter uns nicht vor, wir saßen ja alle im selben Boot, wussten, wie sauer das Geld vedient war, aber vor allem, und das war wohl der ausschlaggebende Grund, wäre der Verdacht natürlich als erstes auf die Zimmerkollegin gefallen.

Wenn wir nicht auf den Betten lagen, gingen wir spazieren oder legten uns mit bunten Badetüchern zwischen die Gäste am hoteleigenen Swimmingpool in die Sonne, denn um an den See zu fahren, war die Zeit zu knapp. Ein Privileg, das wir uns einfach genommen hatten ohne zu fragen, die Chefs waren von dieser Frechheit überrumpelt gewesen, hatten es aber nicht verboten. Nicht, weil es ihnen nichts ausgemacht hätte, sondern weil sie vor den Gästen nicht auch noch als Tyrannen dastehen wollten, konnten sie schon nicht verhindern, dass ihre Knausrigkeit immer wieder durchsickerte.

Die männlichen Gäste hatten überhaupt nichts dagegen, uns, die Mädchen, die ihnen zwei Wochen lang dreimal am Tag das Essen und Trinken hinstellten, auch einmal im Bikini zu betrachten und nicht immer nur in der ewig gleichen schwarzweißen Tracht, die nicht einmal die Knie freigab, oder Sonntags ausnahmsweise im busenverheißenden Dirndl, aber wieder keine Knie, geschweige denn irgendein Ansatz von Oberschenkeln. Im Bikini war der Busen besser abzuschätzen und zu kommentieren und auch alles übrige. Vergleiche konnten angestellt werden zwischen den Mädchen untereinander, aber auch zwischen den unterschiedlichen Eindrücken, die wir korrekt bekleidet oder nur mit dünnen nassen Stoffstreifen notdürftig verhüllt, hervorriefen. Hatten die männlichen Gäste uns am Nachmittag beim Swimmingpool liegen oder im Wasser schwimmen gesehen, steckten sie uns beim Abendessen viel öfter Scheine anstatt Münzen in unsere Schürzentaschen, in denen es schon raschelte. Verstohlen, damit es die Ehefrauen nicht sahen. Trotzdem ging sich immer ein Streicheln oder Drücken dabei aus, darin waren sie unangefochtene Weltmeister, in diesen raschen, tastenden Berührungen, die niemand sehen durfte, nur wir spüren sollten, aber wie. Die offenen Taschen unserer Schürzchen befanden sich an strategisch idealer Stelle für solche Spielchen. Oder sie zupften an den Schlaufen der Bänder, die über unseren Hintern hingen. Beliebt waren auch der Blusenausschnitt und vor allem am Sonntag das Dirndlkleid, von uns allen verabscheut. Manchmal kippte sich eine absichtlich einen vollen Teller darüber, dann durfte sie sich umziehen und wieder in Rock und Bluse erscheinen, denn ein zweites Dirndl besaß keine von uns. Das enge Mieder dieser Dirndlkleider drückte die Brüste nach oben, die dabei eine unnatürliche Furche bildeten. In diese Furche wurden nur Scheine gepresst, das war ungeschriebenes Gesetz, und nicht die kleinsten. Ganz verwegene packten unsere Hand und stopften sie schnell in ihre Hosentasche hinein, wo sie uns nach Geld suchen ließen. Auch wenn wir das Geld gleich gefunden hatten und wir mit der Hand wieder hinaus wollten, hielten sie noch eine Weile unser Handgelenk fest und versuchten die Hand noch tiefer in ihre Hosentasche hineinzuschieben, vielleicht hatten wir etwas übersehen.

Manche schrieben in ihren freien Stunden Tagebuch oder Briefe nach Hause, lasen Liebes- und Kriminalromane, andere lernten für die Nachprüfung im Herbst oder gar das Studium, aber nur wenige, denn Schülerinnen und Studentinnen waren in der Minderzahl. Viele von uns arbeiteten für den Führerschein, einige hatten sich überhaupt für den Beruf Kellnerin entschieden, ganz wenige hatten eine Hotelfachschule besucht und waren dementsprechend ausgebildet. Sie mussten besser bezahlt werden als die anderen, als jene, welche die Kellnerei nur in den Ferien betrieben oder die, die nur so hineingerutscht waren. Die Hotelfachschulabsolventinnen ließen sich weniger gefallen, hatten keine Hemmungen zu kündigen, deswegen wurden sie auch nicht so gerne angestellt.

Immer wieder gingen wir in den Ort hinunter, um zu telefonieren. Das Telefonieren war lebensnotwendig, an Münzen mangelte es ja nicht. Wir riefen unsere Liebhaber zu Hause an, wollten stundenlang mit ihnen reden, wollten sie becircen und überreden, uns zu besuchen, sie aber wollten gar nicht so lange telefonieren, waren mundfaul, oft riefen wir zu ungünstigen Zeiten an, und besuchen ging sich meist nicht aus. Der Weg war so weit, auch sie hatten irgendeine Arbeit, von der sie nicht weg konnten, nicht einmal an den Wochenenden. Trotzdem riefen wir immer wieder an, unverdrossen, auch wenn die Gespräche unbefriedigend verliefen. Beim nächsten Mal schon konnte es ganz anders sein. Auf dieses nächste Mal hofften wir. Wir wussten nicht, wie sie ihre Abende verbrachten, wussten nicht, ob nicht gerade unsere beste Freundin neben ihnen stand, die ihnen die lange Zeit bis zu unserer Rückkehr vertrieb.

Manchmal riefen wir dann unsere Mütter an, wenn das Gespräch mit dem Liebsten allzu deprimierend verlaufen war, wenn wir fast am Weinen waren und alles hinschmeißen wollten, nach Hause fahren und selbst nachsehen, was da vor sich ging. Wir dachten, die Stimmen unserer Mütter würden uns beruhigen und trösten, ohne dass man den wahren Grund verraten musste, der vertraute Klang würde uns gleich ein Gefühl der Geborgenheit vermitteln, fern von zu Hause, unter fremden Menschen, die nur an unserer Arbeitskraft und unseren hübschen Larven interessiert waren.

Wir bereuten den Anruf beim ersten Wort, das unsere Mutter an uns richtete. Wir wurden geschimpft, weil wir beim letzten Mal versprochen hatten, uns bald wieder zu melden, was wir zuerst sofort vergessen und dann, als es uns wieder eingefallen war, immer wieder hinausgeschoben hatten. Die Mütter waren beunruhigt, machten sich die typischen Muttersorgen, ob man ordentlich essen würde, früh genug schlafen ginge, nach dem Schwimmen den Badeanzug wechsele, sich beim Sonnenbaden eincreme, eine Kopfbedeckung trage, sich eh nicht mit jemandem einlasse, weil der Hans, der Karl, der Josef, der Michael,



der Richard oder der Dietmar, sie alle würden mit so einem traurigen Gesicht herumlaufen und die Tage zählen, bis wir wieder da seien, und wenn sie unseren Müttern auf der Straße begegneten, würden sie immerzu fragen, wie es uns, den Töchtern, gehe, gar nicht mehr erwarten könnten sie es, ganz eingefallen vor Kummer würden sie schon aussehen. Und schon gar nicht durften wir uns womöglich mit einem älteren, verheirateten Mann einlassen, unterstehen sollten wir uns, wir sollten brav arbeiten und nicht frech sein. Aber alles dürften wir uns auch wieder nicht gefallen lassen, sonst werde man nur ausgenützt.

Am Abend gingen wir in eine der Diskotheken, mit einem Kellnerkollegen oder Kochgehilfen aus den Hotels in der näheren Umgebung. Wenn unsere Liebhaber uns schon nicht besuchen kamen, so wollten wir doch wenigstens ausgehen, ein bisschen Spaß haben nach der anstrengenden und frustrierenden Arbeit, denn die Chefin schrie und trieb uns immer an, wir waren immer schuld, immer zu langsam, immer fehlte etwas, etwas war immer zu heiß, zu kalt, zu viel, zu wenig, immer fiel irgendwo etwas herunter, weil wir an einer nassen Stelle ausgerutscht waren oder die Kontaktlinsen am Morgen in der Eile, weil wir so knapp aufgestanden waren, nicht hatten finden können. Schütteten wir einem Gast Suppe über die Hose, sah uns die Chefin hasserfüllt an, als ob wir ihr ein persönliches Leid zugefügt hätten, behauptete dem Gast gegenüber, selbstverständlich die Putzerei-Rechnung zu bezahlen, die in Wirklichkeit natürlich wir selbst hätten bezahlen müssen, wenn wir die Rechnung bekommen hätten, was aber nie der Fall war. Die Gäste machten sich das wenigste aus solchen Missgeschicken, sie waren nachsichtig und milde, jedem könne einmal ein Unglück passieren, je hübscher wir waren, desto nachsichtiger und milder waren sie.

Weniger Nachsicht übten sie, wenn ihnen das Essen nicht schmeckte. Wir wurden zwar nicht verantwortlich gemacht, aber wir mussten uns die langen Gesichter ansehen und die Klagen anhören, und wenn wir die Klagen in die Küche weitertrugen, mussten wir zuerst die langen Gesichter der Köche ansehen und dann ihre Schimpfereien und Prahlereien, - „Wenn jemandem etwas nicht passt, soll er doch selbst in die Küche kommen, dann wird er schon sehen“ -, über uns ergehen lassen, die konnte man den Gästen nicht weitergeben, weil sie sonst sofort abgereist wären. Die Chefin ließ sich nicht nur einmal dazu herab, vom Teller eines Gastes zu kosten, um zu versichern, dass alles in Ordnung wäre und der Gast vielleicht falsch bestellt hätte, wenn ihm ein Gericht nicht schmecke, dürfe er es eben nicht bestellen, wurde er belehrt, sondern müsse etwas anderes wählen.

Wir tranken also viel und schnell, ließen uns den süßen und starken Alkohol gerne bezahlen, der wirkte rasch, weil wir zuvor uns noch den Magen entleert hatten, uns keine Unterlage geschaffen, damit der Bauch schön flach blieb und nichts uns aufblähte. Damit dann der

Champagner im Bauchnabel nicht in Speckfalten versickerte und die Hüftknochen schön herausstachen. Es gab aber nie Champagner, weder im Bauchnabel noch im Glas, schon gar nicht im Schuh. Waren wir besonders gut aufgelegt, und dafür sorgte zuverlässig der Alkohol, gingen wir später in der Nacht mit unseren Begleitern noch in den See schwimmen, nackt oder in Unterwäsche, aber häufiger doch eben nackt, weil wir absichtlich kein Badezeug mitgenommen hatten und nicht prüde erscheinen wollten vor unseren Burschen, die sich mutig verschämt mit einer geschickten, weil wahrscheinlich oft erprobten, Handbewegung gleichzeitig ihrer Hosen und Unterhosen entledigten. Der See lag schwarz und ruhig, hier und da war ein Lachen zu hören, ein Kichern, ein leises Schwappen, ein Untertauchen oder Auftauchen, das heisere Schnarren einer aufgeschreckten Ente, das Sägen der Zikaden, die keinen Grund dafür brauchten.

Manchmal gingen wir mit den Burschen in ihre Unterkünfte, die noch armseliger waren als unsere, und ließen uns dort in ihrer muffigen und ungemachten Bettwäsche herumkriegen, falls wir uns nicht schon am See herumkriegen hatten lassen, nach dem Anschauen eines Videos oder schon dazwischen. Fast alle Burschen, die auf sich hielten, hatten einen Fernseher und einen Videorekorder in ihrem Zimmer, das noch so heruntergekommen sein konnte, das war uns egal, solange nur diese Geräte vorhanden waren. Fernseher und Videorekorder waren die attraktivsten Lockmittel für uns, denn wir besaßen keine solchen Elektrogeräte, alles was wir auf diesem Sektor vorweisen konnten, war ein alter Kassettenrekorder. Wir mussten unser Geld für Kleidung und Kosmetika sparen, für aktuelle Modezeitschriften und die Dauerwelle. Wir gingen niemals mit einem mit, der nicht wenigstens einen Fernseher hatte, wenn schon kein Videogerät. Wir erkundigten uns vorher genau. Der Fernseher war Minimum. Wir waren gierig nach Filmen, am liebsten Thriller und Horror, damit wir uns so richtig fürchten konnten, und die Burschen wussten das. Sie gaben uns Thriller und Horror und konnten uns dabei beschützen und trösten, auf die Weise, die ihnen geläufig war und die sie beherrschten, die einen besser, die anderen schlechter.

Später brachten sie uns zurück in unser Hotel, mit dem Auto oder Moped, es war viel zu spät geworden, wir hatten zu viel getrunken, nichts gegessen. Anstatt gleich zu schlafen, gingen wir, jede auf ihrem Bett liegend und klebrige Süßigkeiten im Mund zergehen lassend, mit der Zimmerkollegin den Abend durch, stellten Vergleiche an, welche besser weggekommen war, oder ob eine ausgeglichene Bilanz herrschte. War die eine in der angesagteren Diskothek gewesen, hatte die andere ausgefallenerere Getränke bezahlt bekommen, oder der Film war besser gewesen, oder das Auto besonders cool, die Fahrt mit dem Moped so lässig, oder der Abstecher zum See besonders romantisch, wenn der Bursche angesichts der langen Beine, der

kleinen Brüste, über die lockige Haare wallten, der rund geschwungenen Hüften und der zarten Haut die Nerven verloren und behauptet hatte, verliebt zu sein.

Wir waren nicht verliebt, außer in unsere Geliebten zu Hause. Wegen ihnen litten wir, weil wir nicht wussten, was sie ohne uns taten, ob sie überhaupt an uns dachten, uns vermissten, denn sie schrieben uns nie, riefen nie an. Ob sie sich mit Bier und Schnaps zudröhnten, Nacht für Nacht, mit ihren Kumpels sich zwischen bunten Pölstern einrauchten, in den Spielhallen sich vergnügten, Tischtennis spielten und Billard, kegelten, flipperten und hunderte Wurfpeile auf blinkende Scheiben warfen, ohne eine Sekunde ihrer Aufmerksamkeit an uns zu verschwenden.

Der Morgen kam dann zu früh, wir standen zu spät auf, konnten nicht mehr frühstücken und mussten auf nüchternen Magen die unappetitlichen Speisen für die Gäste herrichten, eine üble Sache mit einem unausgeschlafenen Kater, und häufig verschwand eine rasch auf der Toilette, um mit kalkweißem Gesicht und blauen Ringen unter den Augen zurückzukommen. Manche gingen in die Kühlkammer, um sich verstohlen die kuhwarme Milch in den Mund zu gießen, andere leerten rasch, damit die Chefin es nicht sah, ein Glas Orangensaft, und wieder andere stopften sich zusammengerollte, mit einer Topfenkugel gefüllte Schinkenwurstblätter in den Mund und hatten dann Mühe, es herunterzuschlucken. Wir nuskelten, wenn eine Frage an uns gerichtet wurde, wir machten den Mund nicht ordentlich auf, aus Angst, die Gäste würden unsere Alkoholfahne bemerken. Wir versuchten, größeren Abstand zu den Tischen zu halten, wenn wir servierten, weil auch durch unsere Poren der Alkoholdunst hinausströmte, und mussten uns mit immer länger werdenden Armen wie Pinguine nach vorne beugen, wenn wir einen Teller oder eine Kanne Kaffee abstellten. Manche von uns waren regelrechte Morgenmuffel, auch ohne Kater, was die Gäste erboste, aber gegen diese schlechte Laune kam nicht einmal die Chefin an, da konnte sie brüllen, so viel sie mochte.

Manchmal gab eine von uns auf, erlitt einen Nervenzusammenbruch, konnte nicht mehr. Da wurden dann die Eltern angerufen, wir mussten sofort, noch am selben Tag, abgeholt werden. Die Kolleginnen beknieten uns zu bleiben, ohne uns wäre es nicht auszuhalten, ganz alleine im Zimmer, niemand mehr, mit dem man sich unterhalten könne, sie würden auch gehen, wenn wir nicht blieben. Die Chefin redete uns ins Gewissen, es war nicht so gemeint gewesen, in der Hektik fielen schnell unbedachte Worte, die nichts bedeuteten, das müssten wir doch verstehen, wir seien ja eine ordentliche Kraft geworden, hätten uns gut eingelebt, die Gäste würden uns mögen, nicht wahr, und die paar zerbrochenen Teller, mein Gott, so etwas passiere eben im Gastgewerbe.

Wir wollten aber nicht mehr zurück, die halbherzigen Überredungsversuche waren uns unangenehm. Der Chef gab uns den ausstehenden Lohn und legte augenzwinkernd noch etwas drauf, was wir der Chefin nicht zu sagen brauchten. Wir gingen ein letztes Mal auf unser Zimmer, zogen uns um – nie wieder in diese Uniform! - , packten unsere wenigen Sachen, zählten noch einmal das Geld, verabschiedeten uns von den Köchen, die uns bekümmert ein Jausenpaket mitgaben, drückten der Chefin die Hand, umarmten die Kolleginnen und stiegen in das Auto des Vaters ein, der nur kurz ausgestiegen war, um sich die Beine zu vertreten. Er fragte, ob diese überstürzte Abreise wirklich notwendig gewesen wäre, ob wir nicht noch die restlichen drei Wochen durchbeißen hätten können, und als wir antworteten, dass wir das auf keinen Fall mehr hätten können, unter keinen Umständen wären wir noch eine Sekunde länger in diesem Drecksloch geblieben, musste er sich damit zufrieden geben, und es wurde nicht mehr darüber gesprochen.

Er nahm unsere Taschen und Koffer, in die wir hastig die schwarzen Röcke und weißen Blusen gequetscht hatten, auch die Schürzchen mit den blödsinnigen Rüschen, obwohl wir diese Sachen nie wieder anziehen würden, verstaute alles im Kofferraum und fuhr an die Seepromenade, wo wir in ein Restaurant gingen, bevor wir uns auf die lange Heimreise begaben.

Wir studierten die eleganten hohen Speisekarten, die im Gegensatz zu den in Lederimitathüllen steckenden Speisekarten des Hotels handgeschrieben waren, was auf öfter wechselnde Menüs und Speisen hindeutete. Die Kellnerin trug eine schwarze Hüfthose, die mit einer langen bordeauxfarbenen Schürze umwickelt war, das Band auf der Seite locker verknotet, und ein weißes T-Shirt. Sie sah hundertmal besser aus als wir in unseren biederen Röcken und Blusen oder den erniedrigenden Dirndlkleidern. Wir tranken einen Campari orange und aßen jeder einen Fisch aus dem See, der mit richtigem Fischbesteck gebracht wurde, als Beilage goldgelbe Petersilerdäpfel. So etwas hatte es im Hotel nie gegeben, dort war jeden Freitag Mittag gebackene Scholle mit wässrigem Kartoffelsalat serviert worden, - hätte jemand nach einem Fischbesteck verlangt, wäre er bestenfalls ausgelacht worden -, die lappenartigen Schollenteile hervorgeholt aus den Tiefen von schrankgroßen Kühltruhen, die noch nie einen Fisch im Ganzen gesehen hatten. Zum Dessert bestellte mein Vater Schokolademousse mit heißem Himbeermark und einen Espresso und ich eine Panna cotta mit zentimeterdicker Kakaoschicht, auch so etwas war im Hotel unbekannt, über die klassische Mehlspeisenküche kam man dort nicht hinaus.

Ein paar Tage lang wurden noch wegen dem lästigen Vorfall einige Köpfe geschüttelt und Worte gewechselt, man fand aber rasch Ersatz und das leere Bett wurde zum Leidwesen der

ehemaligen Zimmerkollegin nachbesetzt. Diese hatte sich schon in einer lustigen Nacht mit einer Flasche Sekt, die sie vom eigenen Geld gekauft und ganz alleine, teilweise aus dem Schuh, teilweise aus der Flasche, getrunken hatte, dabei sich den Nabel vollgießend, zur Alleinherrscherin gekrönt und musste nun das andere Bett, das bereits über und über mit modischen Kleidungsstücken und anderen Mädchen-Habseligkeiten bedeckt war, wieder räumen. Sie maulte etwas, gewöhnte sich aber rasch an die Neue, weil diese sich instinktiv an die ungeschriebenen Gesetze und Bräuche hielt.

Bald vergaß man uns, es war, als wären wir niemals dort gewesen.